

strahlendem Antlitz, ein großes Schreien in der Hand haltend.
„Endlich, Lena — endlich! Soeben erhielt ich diesen Brief von meinem Vater, und eine Anweisung auf zehntausend Mark. Endlich hat er eingesehen, daß ich nicht länger ein Taugenichts bin. — Wäre er ein halbes Jahr früher zu dieser Erkenntnis gekommen, dann —“
Er schwieg, ein herber trauriger Zug überflog sein Antlitz, welcher sich aber gleich milderte, als er in die Augen seines Weibes schaute.
„Zärtlich zog er sie an seine Brust, küßte sie und flüsterte:
„Verzeihe mir, mein Lieb, ich habe ja Dich noch!“ —

Was sie konnte.

Frei nach Fernan Caballero von G. M. u. v. 10.

In einer der lebhaftesten Straßen der großen spanischen Stadt M... fiel jedem Fremden sofort ein Haus auf, das in einem der elegantesten, vornehmsten Viertel gelegen, sonderbar gegen seine Umgebung abfiel. Mit seinen geschlossenen Fensterrahmen, seiner schmutzigen und düsteren Außenwand, stand es in traurigem Gegensatz zu seinen Nachbarn. Eine auserwählte Gesellschaft bewegte sich in den Räumen einer jenen Hause benachbarten Villa, in welcher die schöne und liebenswürdige Hausfrau Gäste um sich versammelt hatte.

„Sie haben immer noch keine passende Wohnung gefunden?“ wandte sie sich mit einem verbindlichen Lächeln an einen der Herren, der ihr zunächst saß und der erst vor kurzem nach M... verkehrt worden war.
„Nein, gnädige Frau,“ erwiderte derselbe; „von all den Wohnungen, die mir bisher angeboten wurden, sind die meisten für meine zahlreiche Familie zu klein, oder sie sind ungünstig für mich gelegen. Das Nebenhaus Ihrer Villa würde an Größe und Lage das sein, was ich suche, und ich wundere mich, gnädige Frau, daß Sie es mir gegenüber nie erwähnten?“

„Ja, in der That, an unser Nachbarhaus habe ich nicht gedacht; wir sind eben hier so dran gewöhnt, es unter die Todter zu zählen, daß sie nicht erstankt sein dürfen, wenn ich nicht den Versuch mache, es wieder in's Leben zu rufen.“
„Nun zählt es unter die Todten?“
„Ja, den seit sechs Jahren ist es unbenutzt. Der Aberglaube und die Scheu vor jenem Hause rührten von einem Verbrechen her. In jenem Hause ist ein Mord begangen worden. Das unschuldige Opfer, eine harmlose alte Frau, das Geheimniß, mit dem das Verbrechen noch heute umgeben ist und dessen Schleier wir auch wohl nie lüften werden, haben dem Ort der That einen ganz befremdlich unheimlichen Stempel aufgedrückt.“

Neugierig fragte der Fremde nach Einzelheiten.
„Ich erzähle Ihnen gern, was ich darüber weiß,“ erwiderte die Dame.
Vor etwa zehn Jahren bezog ein zu einem hiesigen Regiment kommandirter Offizier mit Frau, drei Kindern und der Schwiegermutter das Nachbarhaus. In seiner Ergebenheit und seinem Aufstreben zeigte er ganz den vornehmsten Mann, und die große Zärtlichkeit, die er seiner Frau entgegenbrachte, wie auch die sorgliche Liebe zu seinen Kindern, nahmen sofort für ihn ein. Die Gattin des Obersten war eine sanfte Taube, die stolz darauf sein konnte, die Wahl eines solchen Mannes auf sich gelenkt zu haben und die Mutter der drei Engel zu sein, die sie ihre Kinder nannte. Aber sie verlor auch in sich den Typus der Mutter, die nur für den engen Kreis ihrer Pflichten als Tochter, Gattin und Mutter vorhanden ist. Auch die alte Dame war eine fromme, gute Seele.

„Ich ging sehr oft zu ihr hinüber, denn der Frieden und die ruhige Behaglichkeit bei meinen Nachbarn theilte sich mir mit, und dann zog mich innige Sympathie zu dem pflichtgetreuen edlen Manne, der liebenswürdigen Frau und der freundlichen alten Dame. Aber auch dieses Glück, so bescheiden und einfach es auftrat, muß zu vollkommenen für diese Welt gewesen sein, als daß es hätte dauern dürfen, denn eines Morgens stürzte meine Jungfer ganz atemlos und mit der Miene äußerster Entsetzens zu mir herein.
„Was giebt es denn, Manuela?“ fragte ich beunruhigt.

„Gnädige Frau, ein Unglück... eine Schreckensgeschichte fondergleichen... Die alte Dame im Hause ist ermordet worden. Mit einem Dolch ist sie erstochen, hingeschlachtet!“
„Heilige Mutter Gottes!“ rief ich schauernd aus, „und wie? warum? Sind Diebe in's Haus gedrungen?“
„Das ist wohl anzunehmen, aber man weiß nichts Bestimmtes.“
„Am Morgen war der Diener, der

im Souterrain schlief, zum Markte gegangen“, fuhr die Dame in ihrer Erzählung fort. „Die Hausthür hatte er, wie stets zu so früher Stunde, verschlossen vorgefunden und beim Verlassen der Villa wieder verschlossen. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er bei seiner Rückkehr das Wasser des im Hofe stehenden Brunnens roth gefärbt und die Hausthür nur angelehnt sah. Sein Erstaunen verwandelte sich aber bald in panischen Schrecken, als er dann an der weißgetünchten Treppenwand den blutigen Abdruck einer auseinander gespreizten Hand erblickte. Zweifellos hatte den Mörder beim Hinabsteigen der Treppe ein Moment der Schwäche übermannt, und er hatte, mit der Hand nach der Stütze suchend, die Mauer berührt. Entsetzt folgte der Diener weiteren Blutspuren, die nach der oberen Etage in das abgelegene Schlafzimmer der alten Dame führten. Er stieß die Thüre auf, überschritt die mit Blut bespritzte Schwelle und erblickte das unglückliche Opfer auf dem Bette ausgestreckt, todt, mit weit geöffneten, von Schreck versteinerten Augen wie sie im Versehen auf ihrem Mörder gefasst haben mußten.“

Mit einem durchdringenden Schrei eilte der Diener zu seiner Herrschaft hinunter und brachte ihnen die furchtbare Botschaft. Welcher Anblick bot sich den Weibern! Die junge Frau fiel wie vom Blitze getroffen zu Boden, während der Oberst, blaß und mit heiserer Stimme, aber doch Herr seiner selbst, den Befehl zur Benachrichtigung der Polizei ertheilte. Dann ließ er die Hausthür verschließen, da er befürchtete, das Geheiß der Dienerschaft könnte Neugierige herbeiloden.

Die Polizei fand nichts weiter, als die stumme Leiche und keinen Schuldigen, nicht einmal den geringsten Fingerspiz, der den Verdacht auf irgend eine bestimmte Person hätte lenken können. Man verhaftete zwar den Diener und die Köchin, mußte aber Beide wegen Mangels an Beweisen wieder frei geben, nachdem sie nachgewiesen hatten, daß sie bis gegen Morgen auf der Hochzeit der Schwester der Köchin gewesen waren. Vergebens fahndete man nach dem Schuldigen.

In Folge dieses schrecklichen Ereignisses hatte der Oberst seine Verlegung beantragt, die ihm auch bewilligt wurde. Sie zogen sich in eine entfernte Provinz zurück, wollten sie sich doch selbstverständlich dem Schaulplatz und der Erinnerung zu schrecklicher Ereignisse entziehen.
„Welche Ursache mag diesem Verbrechen zu Grunde gelegen haben?“ fragte der Fremde.

„Man meint, es sei ein Raubmord gewesen. Am Tage vor ihrem Tode hatte die alte Dame, nach Aussage ihrer Tochter, eine bedeutende Summe durch ihren Notar erhalten. Schließlich fiel der Verdacht auf den Schreiber, der ihr das Geld überreicht hatte, aber auch er vermochte sein Alibi nachzuweisen.“
„Und seither haben Sie nie wieder von Ihren einstigen Nachbarn gehört?“
„Erst erhielt ich regelmäßig Nachricht, aber wie das immer so geht, schließlich ist unsere Correspondenz eingeschlossen. Der Oberst hatte den Dienst quittirt und sich in verschiedenen Unternehmungen versucht, die ihm alle glückten. Seine Frau beruhigte sich allmählich und ward wieder zufrieden und glücklich in dem engen Kreise ihrer Familie.“

„So daß also in dem Hause der Eindringlichkeit der Schreckenstage länger bewahrt blieb, wie in den Herzen der Menschen,“ bemerkte der Fremde etwas ironisch.
„Das Haus trägt den Stempel des Verbrechens an sich, in den menschlichen Herzen verwirklichte sich allmählich der Schmerz. Nun — aber wollen Sie die Wohnung drüben mieten?“

„Nein, gnädige Frau, wenn ich auch ein Sohn des 19. Jahrhunderts bin, gewisse Eindrücke kann ich nicht überwinden. Das Haus blieb der Hüter eines dunklen Geheimnisses: lassen wir es in seiner unheimlichen Ruhe.“

Zumitteln der Ansläufer der Pyrenäen liegt ein hübsches Dorf, dem wir den Namen La Paz geben wollen. Einfach liegt dies alte spanische Dörfchen, fern ab von jedem Geräusche der Welt. Wie groß war aber das Erstaunen der Dorfbewohner, als sich dennoch eine Schwadron Militär in den abgelegenen Ort betratte. Man erzählte sich, die Soldaten seien ausgesandt, um nach politischen Flüchtlingen zu fahnden. Die Schwadron wurde von einem Capitän commandirt, den man bei der Wittve eines reichen und angesehenen früh gestorbenen Gutsbesizers einquartirte. Diese hatte einen Sohn, der, wie sein Vater, Landmann geworden war, und eine Tochter von 15 Jahren, der Sonnenschein des bescheidenen Heims der Wittve.

Der Capitän Don Andres Penalta war ein Mann von bescheidenem Aeußeren, aber von melancholischem Temperament, verbittert durch die vielen Kränkungen, die er im Laufe seiner militäri-

chem Karriere erfahren hatte, nichts Seltenes in jenen Zeiten politischer Unruhen und revolutionärer Geistes. Doch schien die milde Atmosphäre des friedlichen Heims seiner Wirths bald einen wohlthunenden Einfluß auf den durch so viele Enttäuschungen muthlos gewordenen stolzen Mann auszuüben. Er sah allmählich eine Neigung zu dem jungen Mädchen, das der Abgott seiner Familie und der Liebling des ganzen Dorfes war. Mit dem vollen Zauber ausgefattet, den Jugend und Unschuld verleihen, boten ihre sitzliche Einfachheit und Liebenswürdigkeit alle Garantien für eine glückliche Ehe, und überdies verfügte sie über ein nicht unbeträchtliches Vermögen, etwas was kein zu unterschätzender Punkt bei einem Manne war, dessen ganzer Ehrgeiz dahin ging, eine Rolle in der Welt zu spielen.

In seiner glänzenden Uniform und mit seiner vornehmen Haltung hatte Penalta die Bewunderung des ganzen Ortes erregt, aber vor allem die der Damen, bei denen er wohnte. Als er daher eines Tages um die Hand Rosalies anhielt, konnte die Wittve ihre große Freude darüber nicht verbergen, und das junge Mädchen, das nie gegen den Willen seiner Mutter eine Ehe eingegangen wäre, gab sich ihrem vollen Glück hin, als sie diese einverstanden fand. Nur der Sohn der Wittve stemmte sich mit aller Entschiedenheit gegen die Verbindung seiner Schwester mit dem fremden Offizier. Immer wieder legte er der Mutter aus, daß ihr in Grundstücken und zahlreichen Heerden angelegtes Vermögen nur zu förderlichem Gebräuch gebracht werden konnte, wenn es zusammenblieb, daß aber, wenn jeder sein Theil forderte, es zum Schaden Aller ausfallen würde. Deshalb bestand er darauf, daß seine Schwester einen Mann ihrer Heimath heirathen und das Dorf, in dem sie aufgewachsen war, nicht verlassen sollte. Aber keine Vorstellung der Welt konnte Donna Marianna von ihren Illusionen abbringen, sah sie doch im Geiste schon die glänzende Zukunft ihrer Tochter vor sich. Da der Sohn der Mutter immer opponirte, erklärte diese, daß sie La Paz verlassen werde und bei ihrer Tochter den Rest ihres Lebens zu verbringen gedenke.

Sieben Jahre waren seit Rosalies Heirath verfloßen. Sie lebten jetzt in der großen Stadt M... , wohin der inzwischen zum Oberst avancirte Penalta versetzt worden war. Trotzdem spannte sich das Dasein Rosalies und Donna Mariannas nur im engsten häuslichen Kreise ab, wo sie sich ganz den inswischen geborenen drei Kindern widmeten. Durch den Alles beherrschenden tyrannischen Hochmuth des Obersten völlig in den Schatten gestellt, sanken Frau und Schwiegermutter zu vollständigen Nullen herab.

Don Andres Penalta bezogte Frau und Schwiegermutter im Besitze von Fremden Liebe und Achtung. Für diesen Zwang, den er sich vor Anderen auferlegte, rächte er sich dann zur Genüge in der Intimität, indem er die Frauen so viel wie möglich von oben herab und mit wegwerfender Geringschätzung behandelte. Bis zur Empörung brachten den Oberst die Ungehorsamkeiten, die seine Frau in Gesellschaft Anderer beging. Es war natürlich, daß die junge, auf dem Lande aufgewachsene Frau nichts von den Sitten und Gebräuchen einer großen Stadt wußte. Sie sang nicht, sie tanzte nicht, sie konnte nicht Klavier spielen und verlegte dadurch auf's Empfindlichste die Eitelkeit ihres Gatten, der sich in solchen Fällen, um seinem Unwillen Luft zu machen, eine Redensart angewöhnt hatte, mit der er fortwährend die junge Frau traktirte und demüthigte: „Du kannst aber auch gar nichts!“

Von Jahr zu Jahr war das Verhältniß Donna Mariannas zu ihrem Sohne ein schlechteres geworden, da sie jedesmal an der Abrechnung, die er schickte, etwas auszufinden fand, natürlich unter dem Einfluß ihres Schwiegersohnes. Donna Marianna hatte ihr Vermögen auf dem Gute stehen lassen, besorgte aber schließlich den Rath des Obersten und verlangte, nach vielem Hin und Her mit ihrem Sohne, ihren Theil herauszugeben.

Eines Morgens, als sie eben aus der Kirche heimgekehrt war, überbrachte ihr der Bote des Geschäftsbevollmächtigten ihres Sohnes noch 38,000 Peletas, den Rest des von ihr flüchtig gemachten Kapitals. Donna Marianna unterzeichnete den Empfangschein mit einem Gefühl der Erleichterung über die endlich zum Abschluß gebrachte Erledigung der Angelegenheit, als der Letzte ihrer Enkel in's Zimmer trat. Kaum war der Bote gegangen, da zeigte der Junge auch schon stolz der Großmutter eine aus einem Hefte losgetrennte Seite, die er, nachdem ihm die Mutter dies als Aufgabe gestellt, vollgeschrieben hatte. Mit dem Interesse das die alte Dame an Allem nahm, was ihrer Tochter Kind betraf, las sie den auf

jeder Linie in steifen, ungelenten Buchstaben sich wiederholenden Satz: „Rechne nicht auf den kommenden Tag, denn du weißt nie, ob du ihn erleben wirst.“ und auf der letzten Linie: „Geschrieben von Andres Penalta am 20. März.“
„Herzblättern, heute ist ja aber erst der 19. März,“ sagte die Großmutter.
„Ach, da habe ich mich geirrt,“ erwiderte der Kleine. „Das schadet ja nichts; nehmen wir an, ich hätte es erst morgen geschrieben.“
„Verzihst Du so schnell die weise in Deinem Satz enthaltene Lehre: „Rechne nicht auf den kommenden Tag?“
„Du hast Recht, Großmutterchen; ich werde es auch gleich verbessern.“ Und eilig lief der Knabe hinaus, um schon nach wenigen Minuten wiederzukehren und der Großmutter die Aenderung zu zeigen.

„Warum, Kind, hast Du es denn aber mit rother Tinte fortgirt?“ meinte die alte Dame fast erschreckt. „Das sieht ja gerade wie ein blutiges Datum aus.“
„Die rothe Tinte stand auf Papa's Schreibstisch, und ich fand sie so hübsch,“ erwiderte das Kind.
„Nein, unordentlich ist es,“ mischte sich jetzt seine Mutter in's Gespräch. „Zerreiße die Seite, Andres, und morgen schreibst Du der Großmutter eine neue.“
„Gieb sie nur her, mein Liebling,“ wehrte die Dame ab. „Du hast sie für mich geschrieben und giebst mir darin eine weise Lehre. Ich werde das Blatt zur Erinnerung aufbewahren und auch Dir dafür ein Andenken geben. Hier sind fünf Goldstücke, die sollst Du ganz extra nach meinem Tode bekommen.“

Donna Marianna griff nach der Feder, mit der sie eben die Mitteilung unterzeichnet hatte, und schrieb unter den Namen des Kindes: „Marianna Perez hinterläßt ihrem Enkel Andres dies kleine Andenken.“ Dann wickelte sie die Goldstücke in das Blatt ein, verschloß sie mit der eben vom Notar gekommenen Summe in eine Kassetten und trug sie in ihr Schlafzimmer.

In jener Nacht geschah der schreckliche Mord an Donna Marianna, den wir am Anfang unserer Erzählung geschildert haben.
Die aus der Kassetten gerauschten 38,000 Peletas blieben verschunden, wie es auch niemals gelungen war, den Mörder zu entdecken. Die unheimliche That machte der Familie den weiteren Aufenthalt in M... zur Qual, so daß sie bald darauf, wie schon erwähnt in eine andere Garnison übersiedelten, wo der Oberst schon nach kurzer Zeit den Abschied nahm.

4.
Zehn Jahre: lebten sie schon in ihrer neuen Heimath, wo sich der Oberst zu einem der angesehensten Bürger der kleinen Stadt aufgeschwungen hatte. Verschiedene Unternehmungen, an denen er sich mit dem Vermögen seiner Frau theilte, waren alle von Erfolg begleitet gewesen.

Dank der Seelenstärke, die so oft das höchste Gut edler Naturen ist, hatte auch Rosalie ihr Gleichgewicht wieder gefunden, und sie würde im Kreise ihrer heranwachsenden Kinder glücklich und zufriedener gewesen sein, wenn ihr Gatte, der durch seine Erfolge noch hochmüthiger geworden war, sie nicht mit täglich zunehmender Geringschätzung behandelte hätte.

Eines Tages, als Rosalie ihrem Töchterchen Unterricht im Nähen ertheilte, trat der jüngste ihrer beiden Söhne zu ihr ins Zimmer.
„Mama,“ sagte er, indem er ihr ein zertrümmertes Papier hinstellte, „sieh doch mal wie komisch, da ist noch eine Seite, die Andres als kleiner Junge geschrieben hat.“

Rosalie nahm das Papier und las mit bestürzter Miene: „Rechne nicht auf den kommenden Tag, denn Du weißt nie, ob Du ihn erleben wirst.“
Und auf der letzten Linie stand roth das blutige Datum des 19. März mit den Worten: „Geschrieben von Andres Penalta,“ und darunter von der Hand Donna Mariannas: „Marianna Perez hinterläßt dies ihrem Enkel Andres als Andenken.“

„Wo hast Du das gefunden?“ fragte Rosalie mit so sonderbar veränderter Stimme, daß ihre Kinder erstaunt zu ihr aufblickten.
„In Papa's Zimmer, zwischen alten Papieren,“ erwiderte der Junge.
Nur mühsam ihre Fassung vor den Kindern bewahrend, erhob sich Rosalie, und bis auf die Lippen erblässhend, eilte sie in ihr Zimmer, wo sie die Thüre hinter sich verschloß.

Sie vernichtete sanft sie auf einen Stuhl. Nach zehn Jahren lag endlich das Geheimniß enthüllt vor ihren Augen; sie kannte jetzt den Mörder ihrer Mutter. Drei lange Stunden saß sie unbeweglich, starr wie eine Leiche. In wildem Chaos jagten sich die Gedanken in ihrem fiebernden Gehirn. Dann packte sie grenzenlose Verzweiflung.

Endlich erhob sie sich, zündete eine Kerze an und verbrannte das Papier,

das zum Ankläger gegen den Mörder ihrer Mutter geworden war.
Erschöpft und verzweifelt warf sie sich dann auf ihr Bett, wo sie schon nach wenigen Minuten durch ein Klopfen Penaltas aufgeschreckt wurde, der in gewohnt bariolischer Weise seinem Erkennen über die verschlossene Thüre Ausdruck gab. Als sie die Stimme des Mörders ihrer Mutter vernahm, überließ ein eisiger Schauer den zitternden Körper der Unglücklichen, und mit aufeinandergepreßten Zähnen stieß sie nur mühsam die Antwort hervor, daß sie krank sei.
„Acht Tage blieb Rosalie in ihrem Zimmer eingeschlossen, ohne Jemand, außer von Zeit zu Zeit einem Dienboten, den Eintritt zu gestatten, unerträglich Kopfschmerzen vorrückend; fürchtete sie doch, noch nicht gefaßt genug zu sein, um nicht in einem Schrei der Verzweiflung ihr Geheimniß zu verrathen.“

Als sie endlich den Muth zum Aufstehen fand und ihr Gatte sie zum ersten Male wieder sah, prallte er vor ihrem Anblick erschrocken zurück, und mit Recht. Die Haare der jungen Frau waren schneeweiß und die von schwarzen Ringen umrandeten, tief eingesunkenen Augen blickten im Fieberglanze aus einem faß gewordenen, abgemagerten Gesichte hervor.
„Natürlich bist Du krank, sehr krank,“ sagte er. „Du mußt viel gelitten haben.“
„Sehr viel,“ erwiderte sie mit einem Schauer.
„Warum hast Du Dir denn aber keinen Arzt holen lassen?“ fuhr Penalta ungeduldig auf. „Du kannst auch gar nichts, nicht einmal für Dich sorgen, wenn Du krank bist.“
Noch ein Jahr lebte die arme Dulderin.

Endlich nahte der erlösende Tod.
Rathlos standen die Aerzte am Krankenbett Rosalies, und mit tröstenden Worten betete der Priester zu Häupten der Sterbenden. Als sie fühlte, daß sie nur noch wenige Augenblicke zu leben haben würde, gebot die edle Frau den Umstehenden, sich zu entfernen und wünte ihren Gatten dicht zu sich heran.
„Vater meiner Kinder,“ sagte sie mit feierlicher Stimme, zwei Dinge habe ich doch in diesem Leben gekannt.“
„Du! Wie meinst Du das?“ fragte der Gatte erstaunt. Als seine Blicke den ihren begegneten, da verblaßte der Schuldige, und die Augen starr auf sie gerichtet, vernahm er ihre letzten Worte:
„Im Leben konnte ich schweigen, um meiner Kinder willen, — und in der Stunde des Todes kann ich verzeihen, um Christi willen.“

Und die edle Dulderin schloß die Augen um sie nie wieder zu öffnen.

Die großartige Wohlthätigkeit des Baron Hirsch.

Die beste Seite des Baron Hirsch war der Sinn für Wohlthätigkeit. Hirsch hatte einen einzigen Sohn, welcher im Alter von dreißig Jahren an Lungenentzündung starb. Dieser Schicksalsschlag, der ihn kinderlos machte, hat eine besonders tiefe Wirkung auf ihn hervorgebracht. Seitdem faßte er den Plan, mit Hilfe seines Vermögens insbesondere die Lage seiner bedrückten Glaubensgenossen zu verbessern. So entstand die Hirsch-Stiftung in Oesterreich mit einem Kapital von zwölf Millionen Francs, dazu bestimmt, Waisenschulen für die Kinder der galizischen Juden zu errichten und für deren später Fortbildung als Handwerker zu sorgen. Gegenwärtig bestehen 41 solche Schulen. Fast das gleiche Kapital hat Baron Hirsch den russischen Juden gewidmet. Als die Nachrichten über die Verfolgung und Vertreibung der russischen Juden eintrafen, gab er einen großen Theil der Mittel, um die Flüchtlinge an der Grenze von Oesterreich und Deutschland aufzunehmen, sie über Bremen und Hamburg nach den Ver. Staaten zu schaffen und ihnen dort die Möglichkeit der Existenz zu sichern. Als die jüdische Auswanderer-Bewegung in Rußland immer stärker wurde, faßte er den Plan, in Argentinien eine jüdische Colonie zu gründen. Diese Idee erschien ihm schon deshalb als eine Nothwendigkeit, weil er sich mit der russischen Regierung über die Bedingungen einer Stiftung von 50 Millionen Francs nicht einigen konnte. Diese Stiftung sollte den Zweck haben, die russischen Juden dem Handwert und dem Ackerbau zuzuführen. Die russische Regierung verlangte die Deponirung des Kapitals, während Hirsch daselbe in englischen Werthen anlegen und in London verwalten lassen wollte. In Argentinien kaufte nun Hirsch große Ländereien, und dort wurden jüdische Ackerbau-Colonien nach dem Prinzip der Selbsthaltung angelegt. Die Colonisten werden nur durch Landanweisung und Ueberlassung von Werkzeugen im Beginne unterstützt, müssen jedoch später Alles zurückzahlen, so daß

das Kapital nicht verbraucht wird, sondern fortwährend zu neuer Ausbehnung der Colonie benutzt werden kann. Abgesehen von diesen Plänen, übte Baron Hirsch die Wohlthätigkeit für die Bedürfnisse des Tages im weitesten Umfange. In Wien setzte er ein Comité ein, dem er monatlich 10,000 Gulden überließ, hauptsächlich um Geldarbeiter ohne Rückzahlungen durch rückzahlbare Geldbarleihen zu retten. Den gleichen Betrag erhielt ein Comité in Budapest; die Comités in Lemberg und Krakau erhielten monatlich 12,000 Gulden, und das Comité in New York 10,000 Dollars. Der Stadt Stripschenke Hirsch nach einem Brande 100,000 Gulden. Zahlreiche Vereine in Wien erhielten von ihm bedeutende Unterstüzungen. Auf hundert Millionen Francs kann die Summe seiner Stiftungen und Geschenke gewiß veranschlagt werden. Diese Ziffer ist bedeutend, selbst bei seinem Riesenermögen, dessen Höhe unbekannt ist, das jedoch im Allgemeinen auf ungefähr dreihundert Millionen Francs geschätzt wird.

Wirthshausnamen und Wirthshauschilder.

Ueber Wirthshausnamen und Wirthshauschilder ergab sich eine Plauderei der „Köln. Volksztg.“: Als man noch nicht allgemein lesen konnte, war die viel poetischere Menschheit darauf bedacht, statt durch trodene Nummern und Straßennamen wie heute durch auffällige Farbe, durch Bilder, Steinreliefs u. dgl. seinem Hause ein bestimmtes Gepräge und Kennzeichen zu geben. Diese Sitte hat sich nur bei unseren Wirthshäusern oder etwa noch bei den Apothekern erhalten. Hier finden sich oft droliche Namen. Wir finden da und dort Wirthschaften, meist geringeren Ranges, die zum Begegnen auch zum Bettel-Spüßle genannt werden. Zum letzten Heller, zum letzten Pfennig — leicht erklärliche Namen. Schwieriger wird die Sache bei Bezeichnungen wie zum Lumpenhof im Württembergischen Ravensburg, Schwäbischer Donhs (Dionys) in München, Schnadenloch und Süßes Lächle in Heidelberg, Schmed' am Berch in Freiburg, Kaffeemühle in Braunschweig, Stollere, Nähtisse, Puppenstüchle in Mainz, Frochlage in Augsburg. Zu diesen Namen hat die Nachbarschaft oder das Schild als Hauszeichen oder irgend ein auffallendes Merkmal den Namen gegeben. So ist es auch mit dem Bratwurstdöckle in Nürnberg und dessen Nachahmungen, mit dem Pantratusbrüchchen und dem Hergötzle in Mainz, mit dem Landhaus in Rempton, mit der Goldenen Kanone in Maria Zell, mit dem Kopf in Frankfurt am Main und in Freiburg in Bayern. Wenn ich aber vom Blutigen Wammis in Augsburg rede und der Weiberschule gleich daran, so wird man den Namen gleich besser denken, wenn ich hinzufige, daß im ersteren die Megger dort ihren Morgenbrunnen zu halten pflegten und in letzterem die Meggerinnen und andere Marktfucherinnen sich ab und zu wärmten oder abkühlten — je nach der Jahreszeit. Es giebt in Augsburg auch einen Paritätswirth. Da muß man sich erinnern, welche wichtige Rolle der Streit und Ausgleich der Konfessionen in der Geschichte dieser Stadt gespielt hat, bis es zu paritätischem Regiment, zu streng paritätischen Einrichtungen und schließlich auch zu einem Paritätswirth kam. Früher in ihrem religiösen Glauben härtere und ungeborene Geschlechter nahmen keinen Anstand, auch christliche Symbole und kirchliche Namen auf das Wirthshauschild zu malen. Nicht nur in dem österreichischen Wallfahrtsort Maria Zell giebt es einen guten Hirten, sondern auch anderwärts, in Augsburg z. B., wo es auch einen Ritter St. Georg giebt, ein Oterlam, einen Fischzug Petri. Vor dem gab es dort auch eine „Hochzeit zu Cana“. Sogar der heilige Geist wurde auf das Wirthshauschild gestellt: es giebt noch heute einen Gasthof in Freiburg i. Br., in Mainz, und ein Hotel bei l'Esprit in Straßburg. In manchen dieser bunt benannten Trinkhäuser spiegelt sich ein schön Stück Geschichte wieder. Berühmt geworden ist Auerbachs Keller in Leipzig, Shakespeares „Meermaid“ und „Zum wilben Schweißstopp“, Hauffs „Bremer Rathskeller“, in Whites Kaffeehaus zu London traf sich Pope, Addison, Swift; im Cafe Greco zu Rom Oberbed, Cornelius, Jüdrich; im Faustpelz zu Heidelberg Brentano, Ach v. Arnim, Eichenborff; bei Lutter und Wegener zu Berlin Devent und G. T. A. Hoffmann. Im Goldenen Szepter zu Breslau war das Werbebureau für die Lübbowischen Jäger, hier hatte der preussische Minister Stein Wohnung genommen.